

---

Christoph Jünke

## Die Linke und die Identität

### Rückblick auf die neunziger Jahre

---



*Christoph Jünke, geb. 1964 in Einbeck/Niedersachsen, Studium der Geschichte, Soziologie und Philosophie in Köln und Bochum, arbeitet als Historiker und politischer Journalist, zurzeit an einer Dissertation zu Leben und Werk von Leo Kofler.*

---

„Identität“ entwickelte sich in der ersten Hälfte der vergangenen neunziger Jahre sprunghaft von einem sozialwissenschaftlichen Randbegriff zu einem ausgesprochen umstrittenen Zentralbegriff der politischen Theoriediskussion. Umstritten ist dabei nicht nur, was „Identität“ eigentlich bezeichnen soll und kann, umstritten ist gleichermaßen, warum er überhaupt aufkam. Gerade auf der Linken (im weitesten Sinne des Wortes) ist es seit Beginn der neunziger Jahre vorherrschend geworden, die Rede von der Identität mit einem prinzipiellen Fragezeichen zu versehen und als Ausweis falschen Denkens anzusehen.

Für Lothar Baier sendet der Begriff der Identität „die süßen Sirenentöne der Regression“ aus. Er lasse sich nur sinnvoll gebrauchen, „wenn man etwa ausdrücken will, dass der zweite Haustürschlüssel millimetergenau dem ersten gleicht“. Für Roger Willemsen reklamiert der Begriff „die im Bewusstsein vollzogene Einheit des Ich mit sich selbst“ und bezeichnet „ein unreifes Bedürfnis nach der Aufhebung des Einzelnen in seinen Staat“. Und auch Robert Kurz lässt sich von seinem Wörterbuch der Logik aufklären, dass mit Identität „die Gleichheit eines Gegenstandes bzw. einer Erscheinung mit sich selbst“ gemeint sei. Ob solcher Autorität kann sich auch Kurz Identität nur als „Null-Identität“ vorstellen. Wiglaf Droste kennt ausnahmslos nur „Identitätsgemuhe, das seinem Wesen nach immer völkisch ist, auch wenn es anders tutet“. „Kollektive Identitäten“ haben mit Aufklärung und Selbstbewusstsein nichts, mit „Feindabgrenzung und Gemeinschaftsträumen viel zu tun“, schreibt Rudolf Walther. Und für Klaus Bittermann ergibt „Identität nur negativ einen Sinn“. Detlev Claussen schließlich ist „Identität“ so suspekt, dass er den Gebrauch des Wortes für zehn Jahre beschränkt sehen will.

Diese Beispiele sind dem 1994 erschienenen Buch „Identität und Wahn. Über einen nationalen Minderwertigkeitskomplex“ entnommen,<sup>1</sup> einer zentralen und weitgehend typischen

---

1 Klaus Bittermann (Hrsg.), Identität und Wahn. Über einen nationalen Minderwertigkeitskomplex, Berlin 1994.

Publikation zum Thema. Es ließen sich zwar auch beliebige andere Beispiele anführen. Aber nirgendwo wird eine bestimmte, der Linken zugerechnete Identitätskritik so paradigmatisch entfaltet wie in diesem Band. Dem österreichischen Publizisten Michael Scharang gebührt dabei so etwas wie das historische Geburtsrecht. Mit der dem Literaten eigenen Kraft der Antizipation, hatte er bereits im Herbst 1992 (in der Zeitschrift *Konkret*) die Melodie angestimmt, nach der seitdem nicht nur die bereits genannten linken Intellektuellen feuilletonistisch tanzen.<sup>2</sup> Ihr Kennzeichen ist, wie ich im Folgenden vor allem am Beispiel Scharangs zeigen möchte, die Benutzung eines abstrakten, jedes Sinnes entleerten Identitätsbegriffs und ihr Ziel ist - was manche überraschen mag - die feierliche Verabschiedung linker Politik.

### Zur Kritik der linken Identitätskritik

Mit seinen „Überlegungen in Prosa“, die Michael Scharang „über das Geschwätz von der Identität“ vorgestellt hat, entlarvt er die Identität als „neuen Götzen“ und negiert jede Suche nach ihr als reaktionären Unsinn, als Ausfluss von „Abgrenzungswahn und Mordgier“. „Der Bürger, auf der Suche nach seiner Identität, stößt immer (!) nur (!) auf den Tod.“ Scharang benutzt dabei den Begriff der Identität durchgehend im lexikalisch-logischen Sinne von „identisch“ und macht sich darüber lustig, dass es ein offensichtlicher Widersinn sei, wenn jemand von sich behaupte, er sei mit sich selbst identisch. Dies wäre in der Tat purer Nonsens, nur ist es nicht dieser Sinn, welcher der Debatte um Identität zu Grunde liegt. Hier geht es vielmehr um die Identität im Sinne von *identifizieren*, d.h. um die Suche des/der Einzelnen nach seinem/ihrer Platz in der Gesellschaft. Verstanden nicht als Zielprogramm, sondern als Aufgabe, handelt es sich beim Begriff der Identität um einen vollkommen neutralen Begriff, der im Konkreten erst noch inhaltlich gefüllt werden muss. Dieser Aufgabe entzieht sich Scharang mit seinem Taschenspielertrick und ist so in der Lage, dem zu fröhnen, was er seinen Gegnern vorwirft, nämlich Abgrenzungswahn und (intellektueller) Mordgier.

„Im Alltag ist von jemandem, der sagt: Ich bin, der ich bin, eine Einsicht, die darüber hinausgeht, nicht zu erwarten, ja, diese Worte drücken sogar äußerste Verhärtung gegen Erkenntnis, schon gar gegen Selbsterkenntnis aus“, schreibt Scharang gleich zu Beginn seines Artikels. Doch während so bestenfalls jener Bier trinkende, Sportschau guckende Durchschnittsspießer redet, der beileibe nicht auf der Suche nach seiner Identität ist, verstehen diejenigen, die Scharang treffen möchte, unter ihrer Suche nach Identität gerade das, was Scharang anmahnt, nämlich die Suche nach Selbsterkenntnis im Sinne einer Selbstpositionierung in einem gegebenen Verhältnis von Raum, Zeit und Bewegung. „Im angemessenen Verständnis der drei Dimensionen unseres konkreten Seins (Zeit, Raum, Bewegung) formiert und kristallisiert sich unsere subjektive Fähigkeit, das eigene Schicksal rational zu bestimmen, und gleiches ist wahr für kollektive Subjekte, wie Gruppen, gesellschaftliche Klassen, Staaten und Nationen. Darin liegt *die Essenz der Kategorie Identität*. Die Identität eines individuellen oder kollektiven Subjektes ist der Kompass, der seine Odyssee durch die Geschichte orientiert und, auf dem subjektiven Niveau, entscheidet, ob er an den Malströmen und Felsenklippen der Szylla und Charybdis vorbeimanövriert oder Schiffbruch

---

2 Michael Scharang, „Abgrenzungswahn und Mordgier. Über das Geschwätz von der Identität“, in: *Konkret* 9/1992, S. 42ff., Nachdruck in: Bittermann, *Identität*, S. 31-41.

erleidet“, schrieb 1990 Heinz Dieterich, der damalige Koordinator der internationalen Kampagne „Emanzipation und lateinamerikanische Identität 1492-1992“.<sup>3</sup>

Wie die Selbstpositionierung in Zeit, Raum und Bewegung konkret aussieht, aussehen kann, steht auf einem anderen Blatt und wäre eine sinnvolle Aufgabe für eine(n) Intellektuelle(n). Identität ruft aber eben nicht, zumindest nicht in erster Linie, wie Scharang meint, „eine Sehnsucht nach einer heilen Welt“, Identität ist eben nicht „Inbegriff des Stillstands“, genauso wenig wie „Utopie, der Zeitpunkt des Stillstands der Identität, dem Ort des Stillstands, wesensverwandt (ist)“. Das mag bei einer bestimmten Füllung des Begriffes so sein, ist aber mitnichten jener Automatismus, den Scharang unterstellt.

Anstatt sich seinen eigenen Reim auf den Begriff zu machen, hätte Scharang klären können, woher der Begriff kommt und was er meint. Er hätte dann schnell gemerkt, dass wir es nicht mit einem Begriff aus der Logik, sondern mit einem sozialpsychologischen Begriff zu tun haben, der in den letzten Jahrzehnten langsam, aber bestimmt in die Soziologie einwanderte. Der Kern der psychoanalytischen Sozialisationstheorie ist die so genannte „Identifizierung“, in der sich der in latente Antagonismus zur menschlichen Kultur befindliche individuelle Trieb mit derselben arrangiert. „Identifizierung“ ist demnach ein nicht automatisch ablaufender Prozess, der insofern immer einen repressiven Charakter aufweist, als er auf die Versöhnung des Individuums mit einer es umgebenden, in der Regel der herrschenden, Kultur aus ist. Trotzdem gelingen solche Identitäten niemals bruch- und widerspruchlos, gerade auch weil die herrschende Kultur nicht statisch, sondern in permanenter Bewegung ist. Dieser Prozess lässt Raum für die individuellen Versuche, Bedürfnisse nach Veränderung auch der menschlichen Kultur zu integrieren, was wesentlich das ausmacht, was man mit den Begriffen der Autonomie und Selbstbestimmung auszudrücken versucht. „Mit Identität ist im Allgemeinen eine psychische Struktur gemeint, die Orientierungshilfen anbietet, indem sie die Kategorien des Eigenen und des Fremden in ein Verhältnis zueinander bringt.“<sup>4</sup> Dieses Verhältnis kann antagonistisch, also in mehr oder weniger rabiater Abgrenzung gegen Andere, gegen das Fremde gestaltet werden. Es kann aber auch mehr oder weniger harmonisch organisiert sein. Beides ist zwar in gewissem Sinne konstruiert, aber kein willkürlicher Prozess.

Zeichneten sich die Verhältnisse in vorkapitalistischen Gesellschaften durch eine große Stabilität individueller und kollektiver Identitäten aus - Folge jener persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse, aus denen es im Allgemeinen kein Entrinnen gab -, so lässt sich seit Aufkommen der modernen kapitalistischen Produktionsweise eine voranschreitende Auflösung solcher starrer Identitäten feststellen. Nach 1945 hat sich dieser Prozess sozialer Auflösung und Fragmentierung noch beschleunigt, zumal unter den neoliberalen Verhältnissen der letzten zwei Jahrzehnte. Sozialpsychologen gehen deswegen im Allgemeinen davon aus, dass das am Modell traditioneller Gesellschaften gewonnene Identitätskonzept heutzutage nicht mehr tragfähig ist. Identität wird zunehmend als lebenslanger, mal mehr, mal weniger aktiver Prozess begriffen und auf emanzipative wie regressive Gehalte hin betrachtet. Die so genannte Ich-Leistung wird dabei als kritische Autonomie zu den eigenen sozialen Wurzeln verstanden. Eine derartige Ich-Identität ist aber immer ein Resultat der Vermittlung von Individuum und Gesellschaft, also ein Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse. Wir haben es hier mit einem ambivalenten Prozess zu tun, der auf verschiedene Weisen gelingen kann -

3 Heinz Dieterich, „Emanzipation und lateinamerikanische Identität 1492-1992“, in: ders. (Hrsg.), Die Neuentdeckung Amerikas, Göttingen 1990, S. 51-73 (meine Hervorhebung).

4 Mario Erdheim, „Das Eigene und das Fremde. Über ethnische Identität“, in: Mechthild Jansen/Ulrike Prokop, Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit, Frankfurt/M. 1993, S. 163-182.

oder auch nicht. Im letzteren Fall wären Identitätsdiffusion und/oder Identitätsverlust die zwangsläufige Folge.

Die Frage der Identität ist folglich ein eminent praktisches Problem, denn Identitätsbildung und deren Bewahrung werden nicht aus müßiger philosophischer Spekulation geboren, quasi als Produkt folgenloser intellektueller Spinnerei. Sie resultieren vielmehr aus den praktischen Arbeits- und Lebenszusammenhängen der Gattung Mensch, die dem Zwecke der Beherrschung ihres natürlichen und sozialen Umfeldes dienen. So „können wir axiomatisch postulieren, dass es kein individuelles noch kollektives Subjekt gibt - sei es eine Person, eine gesellschaftliche Klasse, ein Volk oder eine Nation -, welche nicht über eine eigene Identität verfügt. Wie schon gesagt, ist Identität der Kompass, welcher das handelnde Subjekt durch die konstanten Veränderungen der Realität in einer bestimmten Richtung orientiert und führt. Da menschliche Existenz ohne Handeln undenkbar ist und dauerhafte Existenz tendenziell systematisches oder zielgerichtetes Handeln voraussetzt, wäre der Gedanke eines identitätslosen menschlichen Subjekts folglich eine sinnlose Abstraktion“ (Heinz Dieterich).

Eine sinnlose Abstraktion, eine abstrakte Negation, um nichts mehr würde es sich beim Geschwätz über das vermeintliche Geschwätz handeln. Wenn da nicht der politisch-ideologische Zweck des Ganzen wäre, die nachhaltige Denunziation der Linken als Teil einer Art deutscher Weltgeistverschwörung. An drei zentralen Beispielen sei dies aufgezeigt.

Michael Scharang kritisiert nicht nur den Begriff der Identität. Er interpretiert auch gleich die Geschichte der Bundesrepublik neu, in dem er sie als eine einzige große Suche nach der *deutschen* Identität darstellt. Gefangener seiner eigenen Begriffskonstruktion, sieht er in dieser Geschichte nur noch das ewig Gleiche, das Identische, kann nicht mehr differenzieren und verwandelt die konkrete, von konkreten Menschen umkämpfte Geschichte in einen monolithischen Einheitsbrei, aus dem kein Entrinnen möglich war und folglich ist. Vor allem die APO-Revolution - „auch eine Identitätsrevolution, ihr Bedürfnis nach Theorie mit Prozessen der Identitätsfindung verknüpft“, wie Peter Brückner einstmals schrieb<sup>5</sup> - hat es ihm angetan. Sie wird von ihm zuerst radikal heruntergespielt zu dem „einzigem Widerstandsversuch (!) nach 1945“, um schließlich als schlicht antikommunistisch endgültig entmündigt zu werden. Und wenn er wortreich dagegen polemisiert, „dass die Revolution zu verschieben ist, sei es von heute auf morgen, sei es von außen nach innen (...) erweitert um die christliche Botschaft, man möge vor der eigenen Tür kehren“, dagegen, dass „ehe man sich einen Gedanken über Gesellschaftsveränderung anmaßte, man sich selbst verändern (musste)“, dann meint er natürlich die Neue Linke der sechziger und siebziger Jahre und die alternative Linke der achtziger Jahre. Was hier - nach dem vorläufigen Scheitern der revolutionären Versuche der organisierten Arbeiterbewegung, den Kapitalismus zu stürzen - als eine der Konsequenzen aus der traumatischen Erfahrung der faschistischen Gleichschaltung formuliert wurde - dass der emanzipative Prozess der Veränderung der Gesellschaft ohne eine gleichzeitige Veränderung des Individuums wenig taugt<sup>6</sup> -, stellt Scharang in den Zusammenhang einer ur-

---

5 Peter Brückner, „Über Krisen von Identität und Theorie“ [1978], in: ders., Zerstörung des Gehorsams. Aufsätze zur politischen Psychologie, Berlin 1983, S. 185-200.

6 „Wer Herrschaft ausübt und ein Interesse daran hat, die Repression der Bürger zu verewigen, erklärt die Privatsphäre zum Heiligtum, denn nur in ihr entwickeln sie sich zum stillen Agenten und Akklamateur eben jener Herrschaft, deren sichtbare Zugriffe sie in früheren Revolutionen zu begrenzen gelernt hatten. Erst als verinnerlichte sind Könige vor der Guillotine sicher.“ Peter Brückner, „Die Transformation des demokratischen Bewußtseins“, in: Johannes Agnoli/Peter Brückner, Die Transformation der Demokratie, Frankfurt/M. 1968, S. 100.

deutschen Suche nach Identität mit gerade jener Vergangenheit, die zu überwinden jene Generation angetreten war.

Ein zweites Beispiel ist die RAF, der Inbegriff vermeintlich konsequenter, staatsfeindlicher Radikalität. Ist sie nicht – immanent gedacht – der gewalttätigste Ausbruchsversuch aus der deutschen Tradition, der scheinbar radikalste Versuch linker Opposition? Weit gefehlt, belehrt uns der linksradikale Publizist und Kleinverleger Klaus Bittermann. Nachdem er gegen „die“ Friedensbewegung polemisiert hat, die angeblich durch ein „Bedrohungsszenario, in dem die Deutschen kollektiv als Opfer auftraten“ geprägt gewesen sei, macht er sich über die RAF-Terroristen lustig. Deren „bewaffneter Kampf“ wird von ihm zuerst zum Kampf um menschenwürdige Haftbedingungen reduziert, dieser schließlich zynisch verhöhnt als „Forderung nach Erhalt der „politischen Identität“. Man verlangte also vom Staat, dass er zum Sozialarbeiter werde und die Bemühungen der RAF, ihn abzuschaffen, honoriere, d.h. man trat an die Gefängnisverwaltung mit dem Ansinnen heran, im Anstaltsvollzug doch bitte die Voraussetzungen revolutionärer Praxis zu erfüllen und den Gefangenen freie Persönlichkeitsentfaltung zu garantieren.“

Wolfgang Pohrt schließlich, damals eine tragende politische Säule der auf der radikalen Linken hegemonialen Zeitschrift Konkret, gleichsam ihr Mann fürs Grobe, zog in einem umfangreichen Artikel Ende 1992 den Bogen von links nach ganz rechts.<sup>7</sup> Kurz nach den rechtsradikalen Ausschreitungen von Rostock und Hoyerswerda – und zwei Ausgaben, nachdem Scharangs Identitätskritik am selben Ort erschienen war –, zieht er eine bruchlose Linie von den frühen Grün-Alternativen und ihrer Betonung der Gegenkultur zum zeitgenössischen „Gerede von den vielen Kulturen“ – für ihn „barer Unfug“ und „nichts als das falsche Bewusstsein einer halbgebildeten Mittelschicht, die ihren Rassismus besser zu verpacken sucht“. Die aufkommende Diskussion um die Multikultur wird bei ihm ohne Umstände und Ausnahme zum „Multirassismus“.

Diese drei typischen Beispiele mögen hier genügen. Sie machen deutlich, dass die abstrakte Negation der Identität einem durchaus konkreten politischen Ziel dient, und zwar der Denunziation linker Politikformen. Es wird nicht mehr die beispielsweise im Fall der RAF mehr als berechtigte Frage gestellt, ob diese konkreten Politikformen wirklich links sind, d.h. der Emanzipation dienen. Vielmehr gilt für Geschichte wie Gegenwart: *Jeder* Versuch des emanzipativen Ausbruchs aus gesellschaftlichen Verhältnissen, *jede* Suche nach Identität wird von diesen Intellektuellen abstrakt verneint und denunziert. Was wie eine schlichte theoretische Übertreibung erscheint, ist jedoch ernst zu nehmen und erklärungsbedürftig.

### Wie die Identitätskritik unter die Linke kam

Dass sich linke Intellektuelle von der linken Politik ihrer Zeit verabschieden, geschieht immer wieder. Doch warum gerade in der ersten Hälfte der neunziger Jahre und warum ausgerechnet an der Frage der Identität? Ein Rückblick auf den Epochenbruch von 1989 kann hier weiterhelfen.

Links-Sein wurde in der Bundesrepublik der ersten Hälfte der achtziger Jahre weitgehend mit den neuen sozialen Bewegungen und der grün-alternativen Partei gleichgesetzt. In der

---

<sup>7</sup> Wolfgang Pohrt, „Multirassismus“, in: Konkret 11/1992, S. 10ff. Für Pohrt war dies nicht neu: Während des zweiten Golfkrieges erklärte der die deutsche Linke kollektiv zu Nazis. Anders jedoch als Anfang 1991 folgten eineinhalb Jahre später viele Linksintellektuelle seinem Multirassismus-Verdikt.

zweiten Hälfte dagegen kamen neue Bewegungen auf, die sich auf Distanz zur grünen Partei hielten. Beflügelt durch die Reformhoffnungen, die der neue sowjetische Generalsekretär Michail Gorbatschow gerade auch in Westdeutschland weckte, kam es zu internationalistischen Solidaritätskampagnen gegen den Internationalen Währungsfonds und die Weltbank und für die Schuldenstreichung der „Dritte-Welt“-Länder, die Zehntausende mobilisierten. Gegen den aufkommenden Rechtsradikalismus wehrten sich autonome Antifaschisten und Antirassisten, gegen staatliche Sparpläne die Studierenden und gegen die neokonservative Frauenpolitik radikale Feministinnen.

Linke Grüne, vereinzelte Reste der ehemaligen K-Gruppen, Reformkommunisten u.a. schlossen sich im Frühjahr 1989 vor diesem Hintergrund lose zur „Radikalen Linken“ zusammen, trugen in den Zeitschriften *ak*-Arbeiterkampf und *Konkret* ihre Diskussionen aus und wurden zum kollektiven Organisator einer öffentlich wahrnehmbaren Bewegung, die hinter der politischen Oberfläche einer Abarbeitung an den durch die Entwicklung der grünen Partei enttäuschten Hoffnungen ein Gespür für die neuen Herausforderungen unter neoliberaler Hegemonie verbarg.<sup>8</sup> „Die Deregulierung wird der seit 40 Jahren größte Angriff auf historisch erkämpfte oder zwecks präventiver Befriedung zugestandene ‚Kompromisse‘ (Reformen) sein“, hieß es in ihrem Grundlagenpapier vom Herbst 1989.<sup>9</sup> Es gelte, die Reste der Gegenkultur zu verteidigen und zu bündeln, an der Produktion und an der Lage der Menschen in ihr anzusetzen, die Opfer der Modernisierungsoffensive zusammenzubringen und das Bewusstsein der Notwendigkeit eines Bruchs mit Kapital und Patriarchat zu wecken. „Es kommt also darauf an, die noch vorhandenen Ansätze zu sozialer Selbstbestimmung zu bündeln und sie mit politischen Initiativen zu verbinden, die den Neuaufbau einer radikalen Gegenmacht zum Ziel haben.“

Dass es dazu nicht gekommen ist, daran trägt die dramatische Beschleunigung der gesellschaftspolitischen Verhältnisse infolge des vollkommen unerwarteten Zusammenbruches der ehemaligen DDR entscheidenden Anteil. Die radikalen Linken war auf diesen Fall ebenso wenig vorbereitet wie alle anderen. Im Unterschied zur herrschenden Politik vermochten sie es nicht, sich innerhalb der nächsten Wochen auf neue tragfähige politische Grundlagen zu stellen. Ihre bisher erarbeiteten Positionen erwiesen sich als unstabil und machten neuen innerlinken Spaltungen Platz. Angeknüpft wurde nicht an den vorwärts weisenden Einsichten in die neoliberalen Zusammenhänge, sondern an den rückwärtsgewandten „Verrats“vorwürfen gegen ehemalige MitstreiterInnen. Komplementär zur herrschenden Mythologie, die die Herbstrevolution zu einer durchgängig bürgerlich-demokratischen, nationalen Revolution uminterpretierte, sahen diese Linken nur eine durchgängig bürgerlich-demokratische Konterrevolution von vermeintlich dummen und konsumgeilen Deutschen. Rein defensiv war man gegen den vermeintlichen nationalistischen Taumel und gegen die Auferstehung des Vierten Deutschen Reiches, was prinzipiell gesehen sicherlich nicht falsch, wohl aber ausgesprochen kurzschlüssig war. Die Gefahr eines Vierten Reiches wurde aus dem deutschen Charakter hergeleitet, nicht aus den gesellschaftspolitischen Widersprüchen der deutschen Gesellschaft. Dadurch wurde die Gefahr vollkommen übertrieben und zur vollendeten Realität erklärt. Dem „Deutschland über alles“ wurde ein trotzig-hilfloses „Deutschland ohne uns“ entgegen geschleudert. Jede Form des politischen Umgangs mit

---

8 Zum Aufstieg und Fall der Radikalen Linken vgl. Christoph Jünke, „Vorantreiben, Helfen oder Stören. Längerer Rückblick auf zehn Jahre konkret - aus gegebenem Anlaß“, in: *ak. analyse und kritik* Nr. 409, 18.12.1997, S. 31f., aus dem ich hier Gedanken und Formulierungen wieder aufnehme.

9 „Grundlagen der Radikalen Linken“, in: *Die Radikale Linke. Reader zum Kongreß*, Hamburg 1990, S. 11-30. Der Text wurde im Oktober 1989 in mehreren linken Zeitschriften veröffentlicht.

den neuen Realitäten wurde zur Kapitulation vor dem imperialistischen Deutschtum erklärt und die erneut aufbrechenden alten Trennungslinien auf der Linken wurden ausdrücklich begrüßt. Wer da nicht mitmachen wollte, der wurde kurzerhand als vaterländischer Gesell denunziert. Linke Politik reduzierte sich auf die Entlarvung reaktionärer, vermeintlich faschistischer Tendenzen im neuen Deutschland und auf die Denunziation linker politischer Ansätze, die nicht auf dem Standpunkt prinzipieller und radikaler Negation stehen.

Damit war jener sozialistische Negativismus geboren, der den baldigen Niedergang der Radikalen Linken Ende 1990/Anfang 1991 überleben und sich in die politische Kultur einer neuen zynischen Intelligenz transformieren sollte. „Eine sozialistisch begründete pessimistische Lebenseinstellung erfährt eine Steigerung, wenn sie nicht mehr wirklich mit einer Hoffnung auf den Erfolg sozialistischer Politik und einer entsprechenden Rationalisierung des Lebens verbunden wird“, schrieb bereits 1980 Peter Cardorff. „Der Sozialismus wird dann von einem positiven Programm der Selbst- und Gesellschaftsveränderung zu einem Standpunkt der Kritik. Er wird zur Legitimation eines nur noch durch seinen besonderen ideologischen Zuckerguss von anderen Spielarten des Pessimismus unterschiedenen allgemeinen Negativismus. Die Kritik hat in ihm dann nicht mehr die Funktion, Mittel zur Änderung zu sein; stattdessen gewährleistet sie ihren Trägern das Überleben im Verharren, indem sie ein Gefühl der Distanz und Überlegenheit gegenüber dem Schmutz der Welt herstellt.“<sup>10</sup>

Ein solcher Übergang von der politischen zur kritischen Kritik verlangt naturgemäß auch einen teilweisen Wechsel des agierenden Personals, in diesem Falle von den politischen Aktivisten zur freischwebenden Intelligentsia, doch die Motive, das Milieu und die Bühne blieben dieselben.<sup>11</sup> Politisch hilflos wie man war, schloss man von einer rabiaten Ablehnung deutsch-nationaler Identitätssuche auf jede Form der Identitätssuche und nahm die zaghaften linksoppositionellen Versuche, sich nach dem offensichtlichen politischen Zusammenbruch neu zu positionieren, aufs Korn. Die Tatsache, dass oppositionelle Bewegungen und Stimmungen unter Bedingungen postmodern-neoliberaler Fragmentierung und Defensivität sowie der damit verbundenen linken Alternativlosigkeit nur spontan, unorganisiert und lediglich in einem elementaren Sinne politisiert entstehen und handeln, wurde von der sich politisch aufgeklärt wählenden linken Intelligentsia zum Anlass genommen, sie zu verurteilen - als hoffnungslos naiv, defensiv und potenziell rechts. Damit war jenes Denk- und Handlungsmuster endgültig in der Welt, mit welchem die neue zynische Linke seitdem auf oppositionelle Bewegungen und Stimmungen antwortet.

Dass solcherart Identitätskritik selbst Produkt psychosozialer Identitätssuche ist, selbst eine Form der Identität begründet, entgeht diesen Intellektuellen ebenso wie die Tatsache, dass mit einer solchen Haltung jeder Versuch, linke Opposition neu zu begründen und aufzubauen, geradezu torpediert wurde. „Negative Identität“, so lässt sich in einem Wörterbuch der Soziologie nachlesen, „entsteht als Folge von Frustrationen bei Versuchen positiver Identitätsgewinnung. Sie dient psychologisch betrachtet als eine dem Individuum verbliebene Möglichkeit der Vermeidung von Identitätsdiffusion und Identitätsverlust.“<sup>12</sup>

Entsprechend sensibel mussten die kritischen Kritiker auf die Identitätssuche der Restlinken und den Aufstieg der Identitätspolitik nach 1989/90 reagieren. Die Abstraktheit ihrer Kritik war dabei ein getreues Spiegelbild des kritisierten Objektes, denn von einer nennens-

---

10 Peter Cardorff, Studien über Irrationalismus und Rationalismus in der sozialistischen Bewegung. Über den Zugang zum sozialistischen Handeln, Hamburg 1980, S. 293.

11 Vor allem der Zeitschrift Konkret kommt hier das Verdienst des organisierenden Zentrums dieser Transformationsprozesse zu. Vgl. dazu Jünke, Vortreiben.

12 Günter Hartfiel/Karl-Heinz Hillmann, Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1982, S. 321.

werten identitätspolitischen Linken in Deutschland konnte weder damals, noch kann heute davon ernsthaft die Rede sein.

Identitätspolitik, die politische Mobilisation partikularer Gruppenidentitäten, ist keine Erfindung der neunziger Jahre, sondern zieht sich durch die gesamte menschliche Geschichte. Zum Begriff wurde sie in der ersten Hälfte der neunziger Jahre. Der seit Beginn der achtziger Jahre weltweit sich durchsetzende Neoliberalismus hatte mit seiner Fragmentierung und Ethnisierung des Sozialen bereits wesentliches dazu beigetragen, dass sich gesellschaftliche Opposition vor allem als Identitätspolitik neu zu organisieren begann. Das Scheitern der Neuen Linken der sechziger und siebziger Jahre und die Krise der alternativen Linken und ihrer neuen sozialen Bewegungen hatte die unabhängige Linke bereits in die Krise gestürzt, als sie der Zusammenbruch des ehemaligen Nominalsozialismus mit in seinen Strudel zog und zu einem Verlust an universalisierender sozialistischer Ideologie führte, der in den letzten zwei Jahrhunderten seinesgleichen sucht. Die sich progressiv und links verstehenden Oppositionsgruppen und Individuen fanden und finden ihre Identität nicht mehr positiv über ein zu erringendes universalistisches Ziel, sondern negativ abwehrend gegen die sie bedrohenden herrschenden Politikformen. Was bisher offensiver Ausgangspunkt sozialistischen Denkens und Handelns war, die Selbstzuordnung zu einem entsprechenden Kollektiv, wurde nun zum defensiven Zielpunkt, zum Schutzort gegen die vermeintlich herrschende Mehrheit. Die auch weiterhin strukturell als individuelle und kollektive Quelle von Selbstbewusstsein und Politisierung funktionierende Identitätsfindung z.B. als Frau, Immigrant, Homosexueller, Behinderter verlor mit ihrer politischen Einbindung in sozialistische Bewegungen auch die Kraft zur umwälzenden Veränderung der gesellschaftlichen Grundlagen der herrschenden Verhältnisse und offenbarte auf diesem Wege ihren ambivalenten Charakter. Denn als Kampf um Anerkennung der eigenen Gruppenidentität ist sie prinzipiell vereinbar mit dem Status Quo repressiver Herrschaft. Auf der einen Seite ist Identitätspolitik notwendiger Ausgangspunkt jeder Politisierung, notwendige Vorbedingung politischer Selbstorganisation und Behauptung<sup>13</sup>: Menschen werden sich ihrer Besonderheit, der damit oftmals verbundenen Ungerechtigkeit und den Möglichkeiten der Gegenwehr bewusst. Auf der anderen Seite ist Identitätspolitik in die bestehende Gesellschaft integrierbar, wenn es den Herrschenden gelingt, die verschiedenen identitätspolitischen Gruppen gegeneinander auszuspielen und sie als solche partiell anzuerkennen. Die identitätspolitischen Gruppen kommen dieser Gefahr selbst entgegen, wenn sie sich ausschließlich als solche, d.h. abgrenzend gegen Andere, definieren. Ihr Kampf um gesellschaftliche Anerkennung im Hier und Jetzt, um gesellschaftliche Teilhabe, tendiert unter den herrschenden Verhältnissen dazu, sich auf Kosten anderer zu bevorteilen.<sup>14</sup>

Die Ambivalenz der Identitätspolitik verweist zurück auf die dargestellte Ambivalenz des Identitätsbegriffs. Der ist sinnvoll eben nur dialektisch zu behandeln<sup>15</sup>, und das heißt vor allem: politisch.<sup>16</sup> Um dort hin zu kommen, bedarf es jedoch der Kritik sinnloser Abstraktionen wie der hier behandelten.

---

13 Frances Fox Piven, „Globalizing Capitalism and the Rise of Identity Politics“, in: Socialist Register 1995, S. 102-116.

14 Eric Hobsbawm, „Identity Politics and the Left“, in: New Left Review I, Nr. 217, May/June 1996, S. 38-47.

15 Göran Therborn, Die Gesellschaften Europas 1945-2000. Ein soziologischer Vergleich, Frankfurt/M. 2000, S. 237.

16 Im Sinne Peter Brückners („Über Krisen von Identität und Theorie“, a.a.O.), der zwischen einer pädagogischen, einer kritischen und einer politischen Identität unterschieden hat.